

Waldleben

Mein Tharandt-Start



Im Sommer 1970 hatte mich die pralle Lebenslust gepackt: das Abitur an der Eisenhüttenstädter *Erweiterten Oberschule* war „mit Auszeichnung“ geschafft, ich war frisch verliebt, man hatte mich als Forststudent – also für meinen Traumberuf – an der *Technischen Universität* Dresden zugelassen, „Vater Staat“ verzichtete darauf (wohl weil der 1951er Jahrgang zu stark war), mir vorab die graue Kluft eines Soldaten der *Nationalen Volksarmee* zu verpassen, ich war im Besitz einer Fahrerlaubnis (sogar für „Brummis“), ein nagelneues kanariengelbes Schwalbe-Moped war mein eigen und verschaffte mir zusätzliche Freiheiten, eine mit meinem besten Freund unternommene mehrwöchige aufregende Tramper-Tour durch die Masuren lag hinter mir ...

„Sommerhimmel voller Geigen“



Schon der im August 1970 in das Forststudium einführende mehrwöchige Arbeitseinsatz im Osterzgebirge war ein toller Start in den neuen Lebensabschnitt. Die kräftezehrende Waldarbeit bewältigte ich gut. Jahrelange Turnerei an der Kinder- und Jugendsportschule in Frankfurt/Oder hatten mich



physisch gerüstet. Und wenngleich mir harte körperliche Tätigkeit auch aus der vorangegangenen Ausbildung zum Eisenhüttenfacharbeiter nicht unbekannt war, konnte ich nun endlich noch Handwerklich-Forstliches dazu lernen. Denn außer ein paar Praktikumstagen in den heimatlichen Wäldern des ostbrandenburgischen Schlaubetals war ich in Waldarbeits-Dingen ja blutiger Anfänger. Die Arbeit mit Axt und Plagghacke schweißte uns junge Leute schnell zu einer guten Mann(und Frau-)schaft zusammen. Zusätzlich dienten

Ich hatte ein erfülltes Leben und bin mit mir im Reinen. Als (Un)Ruheständler schon ein wenig jenseits von Gut und Böse, habe ich (fast) nichts mehr zu verlieren und kann furchtlos auf das Kommende blicken. Täglich schreibe ich seit meinem 70. Geburtstag neben einem Tagebuch auch an dieser Daseinsbeichte „Waldleben“. Außer eventuell meiner Familie und einigen Freunden sowie Bekannten wird das wahrscheinlich niemand lesen. Ich diktiere es halt für den Hausgebrauch. Da ich nur noch vor mir selbst bestehen muss, kann ich hierbei herzlich offen und rücksichtslos sein.

Und was soll's? Es bewirkt humor- oder auch kummervolles „Über-die-Schulter-Gucken“ in mir fortwährende Freude am kreativen Schaffen sowie Mut zum Weitermachen!

Mehr dazu erfahren Sie auch unter www.waldbote.de. Für einen Meinungs-, Erfahrungs- und Informationsaustausch zum Anliegen der Folge und einzelnen Kapiteln wäre ich dankbar. Bitte schreiben Sie mir: Förster Klaus Radestock, ePost klaus.radestock@gmx.de. Forsthaus Frauensee, im Dezember 2021

[Hier eingeben]

die allabendlichen Treffen als Kennlern-Beschleuniger. Seither verstehe ich die Floskel vom „feste Arbeiten – Feste feiern“ im besten Sinne.



Allerdings: Während bis dahin Alkohol nicht mein Ding war und ich speziell nicht verstehen konnte, wie man ein so bitteres Getränk wie den Gerstensaft wertschätzen konnte, gewöhnte ich mir nun das Biertrinken an – in Mengen! Denn von gemeinsamen „Horridos“, das Bierglas stets in der Linken, wollte sich natürlich keiner ausschließen!

Da man aber (*Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang!*) für alles im Leben bezahlen muss, rächte sich jedes Zuviel des Guten spätestens zum nächsten

Sonnenaufgang, und zwar manchmal sogar brechenderweise, wenn es auf einem zugig-rüttelnden Mannschafts-LKW fröstelnd wieder hinaus in den Bergwald ging. Nie werde ich die Kater jener morgenkühlen Erzgebirgstage vergessen!



Tharandt – mein „Paradies auf Zeit“



In meiner Erinnerung war der folgende erste Studienabschnitt zwischen dem September 1970 und meiner Exmatrikulation im Herbst 1972 fröhlich-freies Studentenleben pur.

Ich hatte die Enge meiner Familienbande sowie straffe Schuldisziplin an der „Penne“ und gleichzeitigen „gängeligen“ Lehrjahre im Eisenhüttenkombinat Ost hinter mir gelassen und durchlebte nun eine zweijährige wunderbare Zeit, wohl die schönste meines Lebens. Wenn ich später ab und an den Schlager *Man müsste nochmal zwanzig sein* ... vernahm, fühlte ich mich alleweil selbst gemeint.

Heute über die Gründe dieses Wohlbefindens nachdenkend fällt mir als erstes ein: Wir waren ein richtig guter „Haufen“ zur richtigen Zeit und am passenden Ort!

Schon die Zusammensetzung unseres Studienjahres war eine selten glückliche: Den „harten Kern“ bildeten etwa ein Dutzend bereits eng verbundener und vom Wald-Brauchtum, Teamgeist, kultureller Begeisterung und jugendlicher Unbekümmertheit her „eingespielten“ Absolventen der forstlichen Betriebsberufsschule mit Abitur im mecklenburgischen Bad Doberan. Diese auf das Forststudium doppelt gut vorbereiteten Jungs und Mädchen brachten uns damals ganz schnell in die Wohlühl-Gänge. Ich verbinde mit dieser „Profi-Gruppe“ heute vor allem einen Namen: REGINALD RINK (genannt REX). Doch auch andere, wie z.B. BERND HERRMANN, hatten eine forstliche Vorbildung. BERND war älter als wir anderen und nicht „Bad Doberaner“, sondern „Grillenburger“. Als Einziger von uns fuhr er ein Auto, und sogar einen „Wartburg“. Wir nannten ihn alle nur DIXI. Warum, habe ich



vergessen. Doch auch unter den Kommilitonen ohne forstliche Vorbildung waren etliche „durchreißende“ musisch-lyrische Frohnaturen, die das gesamte Studienjahr zwei Jahre lang prägen sollten. Die für mich einprägsamsten unter diesen waren JOACHIM GROß (genannt JEREWAN), KARL FRIEDRICH GROB (genannt KAFRI) (beide inzwischen leider verstorben) und RAINER TELLE. Diese Mischung der Protagonisten machte es dann!

[Hier eingeben]



Spannend war auch die Anwesenheit von vier Vietnamesen im Studienjahr – allesamt höflich-unauffällige und ungemein fleißige Leute, die jedoch beim „Blödeln, Singen und Saufen“ tüchtig mitzuhalten versuchten. Wir bewunderten die „Fidschis“ dafür, dass sie es schafften, das gesamte, nicht immer einfache Pensum in einer Fremdsprache zu absolvieren. Sie sind nach dem Studium, gründlich ausgebildet, vertragsgemäß in ihre Heimat zurückgegangen. Die vier halfen dann dort, ihr durch großenwahnsinnige Amerikaner halbzerstörtes Land wieder aufzubauen. Im Rückblick und Kenntnis der aktuellen „Migrationspolitik“ sage ich mir: Das war wohl

recht erfolgreiche Entwicklungshilfe – als Hilfe zur Selbsthilfe! Ich kann mich übrigens nicht erinnern, dass es mit den ausländischen Studenten (jedes Semester hatte wohl etwa 10 Prozent) jemals irgendwelche Konflikte gab. Natürlich mussten wir schon damals aufpassen, wie wir sie bezeichneten; „Fidschis“ für die Vietnamesen etwa war gerade so toleriert. Vor dem Wort „Neger“ für die auch mit uns studierenden Angolaner oder Mosambikaner jedoch schreckten wir in vorbeugendem Gehorsam zurück, weil es hätte abwertend gewertet werden können. Ich erinnere mich heute beispielsweise an einen Gesangsabend, an dem ein solcher Schwarzer anwesend war und die obligatorischen „Rittersleut“ angestimmt wurden. Bei der Strophe vom „Rittersfräulein Anna“ wurden dem als Vorsänger fungierenden KAFRI beschwörende Blicke zugeworfen, und er umschiffte die Klippe elegant.

Doch noch aus zwei anderen Personen-Gründen war uns dort Fortuna hold: Zum einen fanden wir, was ein glückliches akademisches Jugendleben betrifft, überwiegend charakterstarke Mentoren unter den Professoren, Dozenten, Assistenten und sonstigen Betreuern, die uns mochten und die wir achteten. Wir unterschieden sie rasch von den wenigen überzogen linientreu-ideologischen – schon daran, dass Letztere viel weniger Humor hatten, ja manchmal bissig wirkten. Das erscheint mir heute folgerichtig: Wer es nicht schafft, seinen Lebensweg selbstbewusst und „seelenfriedlich“ zu gehen, hat nötig, karrieregeil nach oben zu buckeln und nach unten zu treten. Die einfache Ursache ist *Unsicherheit*. Für souverän-fröhliche Gelassenheit ist da kein Platz, kein Mut. Schon bei LUTHER heißt es hierzu mit Recht: *Aus einem traurigen Arsch fährt nie ein fröhlicher Furz.*

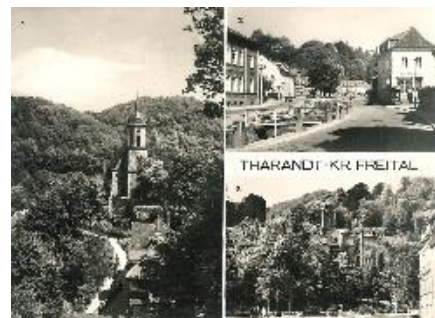


Und schließlich gab für uns auch ältere studentische Vorbilder. Zu den letzteren fällt mir stellvertretend sofort das Studienjahr um JOCHEN OLBRECHT ein. Nie hätte ich damals gedacht, dass ein solch harmonischer Kreis sympathischer Leute durch äußeren Druck



in Angst und Panik aufgespalten und binnen weniger Tage zerbrochen werden könnte, wie es zwei Jahre später geschah! Mit Auswirkungen bis auf den heutigen Tag ...

Und es war auch der 1970er „Zauber des Ortes“, der uns euphorisierte. Die kleine Forststadt Tharandt war „heimatlich“ – ein liebenswerter, sofort seltsam vertrauter Platz, an dem man sich geborgen fühlen konnte. Sie begeisterte uns alle wohl schon auf den ersten Blick. Um eine über dem Zusammenfluss von Wilder Weißeritz und Schloitzbach stehende Burgruine gelegen machte sie



[Hier eingeben]

auf mich zunächst den Eindruck einer kleinen Menschen-Insel im Wald-See – bis ich irgendwann erwanderte, dass oberhalb der steilen bewaldeten Hänge größtenteils weite Feldmark begann. Dünkel zwischen den Jahrgängen gab es kaum, aber wir Jüngeren achteten die Älteren. Das war damals noch selbstverständlich. Auch unsere gemeinsame Forst-Tracht, das Jagdhornblasen, diverse Gedenktage und andere Formen der Traditionspflege sorgten für ein starkes „Wir-Gefühl“.

Und es gab ein weiteres Glücksmoment für unsere damalige Tharandt-Idylle: das politische Klima des Ortes erschien mir zu Beginn der 1970er in Vergleich zu meiner Eisenhüttenstädter Zeit bodenständig-gemütlicher, irgendwie „verwurzelt“.

Natürlich waren damals auch dort vielerlei „DDR-Duftmarken“ gesetzt:

eine kleine Gruppe der *Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands* (SED) existierte im Studienjahr, nervte uns andere aber nicht,

es gab zahlreiche Veranstaltungen auch der *Freien Deutschen Jugend* (FDJ), der wir alle angehörten,

der Titel-Kampf fürs *Sozialistische Studentenkollektiv* oder das *Abzeichen für Gutes Wissen* in drei Rangstufen wurde (unaufdringlich) geführt,

vormilitärische Ausbildung im Rahmen der *Gesellschaft für Sport und Technik* (GST) mit Wettbewerben um Schießabzeichen sowie *Goldene Fahrkarten*, Exerzieren auf dem Sportplatz, gemeinsames Militärlager in Seelingstädt ... verkündeten unsere Wehrbereitschaft, die Teilnahme an *Nationalem Aufbau-Werk* (NAW) und *Volkswirtschaftlicher Masseninitiative* (VMI) war obligatorisch,

es gab Anwesenheitsprüfungen zu Vorlesungen und sogar Zimmerkontrollen durch den (von uns gefürchteten und deshalb oft bespöttelten) Sektionsbereich für *Erziehung, Aus- und Weiterbildung*,

und Schwert der Partei“ Wohlbefinden ... Es lief eben ganz so, wie der Kommunist 1945 mal offen ausgesprochen *aussehen, aber wir müssen* Aber der sozialistische Alltag, gewohnt, kam in Tharandt ideologische Verbohrtheit Beiwerk. Denn die kleine Stadt gefühlt ein wenig abseits der der DDR – wie übersehen, im allgewaltigen Staatsmacht. Dachten wir jedenfalls.



natürlich wachten „Schild unaufhörlich über unser auch bei uns in Tharandt WALTER ULBRICHT schon hatte: *Es soll demokratisch alles in der Hand haben.*

schon aus Schulzeiten eh unaufgeregt und ohne daher – wie gerade nötiges lag zu Beginn der 1970er politischen Ärgerlichkeiten Windschatten der sonst

Und speziell die Segnungen der in den 1960ern gestarteten dritten DDR-Hochschulreform, mit der das einheitliche sozialistische Bildungssystem per Gleichschaltung auch im universitären Bereich durchgesetzt werden sollte, waren jedenfalls dem hiesigen Lehrkörper nur zögerlich zuteilgeworden. Der akademische Betrieb war nicht anonym-abgehoben, sondern eher familiär; *klein, aber fein!* Und diese Erdung, Kleinteiligkeit und Regionalität vertrug sich halt schlecht mit weltanschaulich-dogmatischer Rechthaberei, die wohl immer Massenwahn voraussetzt.

Vielleicht hing das damalige zahme politische Klima ja auch damit zusammen, dass in diesen Jahren „ganz oben“ ein Machtwechsel im Gange war. Der politisch geschwächte WALTER ULBRICHT wurde schrittweise durch den eine Weile etwas flexibler agierenden ERICH HONECKER abgelöst. Hatten die führenden Genossen deshalb nun ganz andere Sorgen als ein paar lebenslustige Studenten?

All diese Besonderheiten gewährten uns für kurze Zeit Gestaltungsspielräume und Freiheiten, von denen wir später nur noch träumen konnten, wie von einem Ruhemoment im Auge des Orkans.

Ein klügeres Regime hätte es in der Folge wohl dabei belassen, uns an der „langen Leine“ zu

[Hier eingeben]

führen. Heute freilich, nachdem ich meinen MACHIAVELLI gelesen und das Wesen von Politik begriffen habe, weiß ich: Was kam, war unausweichlich. Denn *Machtgier frisst Hirn*. Immer! Und *das Volk, der große Lümmel*, löckt gern wider den Stachel und neigt dabei zur Übertreibung. Auch immer!

Gemeinsames Wohnen in Tharandt

Es hatte Tradition: Die meisten Studienanfänger landeten zunächst in der „Baracke“ oder im „Steinbau“ gegenüber. Die Baracke hatte die üblichen Nachteile solcher Billigbauten: hellhörig, kalt im Winter – heiß im Sommer ...



Wurde man jahrgangsälter, so bestand die Möglichkeit, in das Wohnheim bei der „Forstökonomie“ an der *Weißiger Höhe* aufzusteigen

– dort zunächst aber meist in eines der sonnenlosen Hinterzimmer mit Blick auf eine Hangstützmauer, abgestellte PKW und Kohleberge. Gipfel forststudentischen Wohnens war dann der in den letzten Studienjahren mögliche Umzug in den dortigen Südflügel, welcher mit einem traumhaften Ausblick



über das untere Schloitzbachtal belohnt wurde. Es gab zwar auch hier Vierbettzimmer, aber das Ökonomie-Wohnheim war für damalige Zeiten außerordentlich geschmackvoll-behaglich eingerichtet: mit Club- und Sporträumen, einer großen Mensa mit Bühne, zahlreichen Sitzgruppen und Jagdutensilien sowie Tierpräparaten| auf den Fluren. Allerdings gab es dort auch einen kriegsversehrten alten Herrn als Eingangshüter. Der konnte aber nur problematisch werden, wenn man etwa unangemeldeten Damenbesuch erwartete. Ich weiß noch, wie meine spätere Frau sich einmal unter seinem Tresen gebückt hereinschleichen musste ...

Es tat mir übrigens in der Seele weh, zu sehen, wie dies schöne Ökonomie-Gebäude in den Jahrzehnten nach der politischen Wende nach und nach verlotterte; inzwischen hat man wohl ganz normale Wohnungen draus gemacht.

Ein paar besonders unabhängige Naturen unter uns blieben das ganze Studium über in der Baracke – sie lag einfach bissel isolierter, also „weiter ab vom Schuss“.

Nur wenige Forststudenten hausten in den 1970ern „privat“.

Studien-Kulinarisches aus den frühen 1970ern

Zum täglichen Mittagessen in der damals neben dem Forsttechnik-Bereich gelegenen Mensa hatte man die Wahl, 60 oder 90 Pfennige auszugeben. Auch das war mal Gegenstand lustigen Gesangs. Jedenfalls schmeckte beides gut. Mir wurde nie richtig klar, woran der Preisunterschied festgemacht ward.

Eine meiner angenehmsten Erinnerungen in kulinarischer Hinsicht gelten der immer freundlichen, von uns Mensa-BÄRBEL genannten Köchin (ihren Nachnamen habe ich nie benutzt). Leider ist sie kürzlich verstorbenen. Die mochte unser Studienjahr wohl ganz besonders, verpasste keine Festivität und bis zuletzt auch kaum eines der Semestertreffen.

Da muss an unserer Truppe doch was dran gewesen sein!

In Tharandt und seiner laufenderweise erreichbaren Umgebung gab es in meiner Erinnerung damals acht Gaststätten – die älteren Semester und Dozenten behaupteten, ein paar Jahre vorher wären es doppelt so viele gewesen. Man konnte sich als armer Student nicht oft leisten, dort auch essen zu gehen. Eine Ausnahme gab es: die legendäre *Ritze*. Sie ist heute leider verschwunden – nicht mal ein Foto habe ich von ihr noch. Hier konnte man billig speisen (besonders das Bauernfrühstück war berühmt), klönen und skaten. Natürlich wurde auch dieser eigentlich *Zur Einkehr* genannte Platz von uns besungen, hier nach der Melodie *Am Brunnen vor dem Tore*:

[Hier eingeben]

*In Tharandt, in dem Tale,
da steht ein kleines Haus.
Da gehen abends munter
Studenten ein und aus.
Die „Ritze“ kennt ein jeder,
egal wie lang er hier.
Dort trinken wir nun lustig
ein schrecklich dünnes Bier,
ein schrecklich dühünnnes Bier.*



Das auch sehr bekannte *Deutsche Haus* leistete ich mir erst als Absolvent, war aber in meiner Studienzeit dort oft im Kino. Im unter uns Studenten ebenfalls populären *Hubertus* ging mancher auch essen, vor allem aber wurde dort getanzt. Wir witzelten manchmal über die „Stehgeiger von der Hupe“. Aber ihre Musik war nicht schlecht und meiner Ansicht nach den Bedürfnissen der Besucher weit angemessener als heute: schneller und lauter zu Beginn, langsamer und leiser dem Ende zu, wenn gegebenenfalls mit einer neuen Bekanntschaft gekuschelt und geflüstert wurde. Und nach jeweils drei Stücken war Pause, damit die Musiker ruhen und die Tänzer sich mal unterhalten konnten. Damals, es war noch „Beatle-Zeit“, dominierten Instrumente wie Geige, Gitarre oder Klavier, und kein hämmernder elektronischer Bass tötete die Kommunikation. Der heute zu solchen Veranstaltungen allgemein übliche, alles ertränkende, bis auf die Knochen zu spürende Lärm kam später. Wer hat uns diesen Schlamassel bloß eingerührt?

In Feierlaune



Denke ich an meine frühe Tharandter Zeit zurück, fällt mir heute zuerst das Wort *Ausgelassenheit* ein. Die äußerte sich ganz besonders anlässlich des allgegenwärtigen Studenten-Ulks und unserer vielen Festivitäten.



Es ging schon zur Immatrikulation los. Statt diesen im Dresdner *Kulturpalast* stattfindenden staatlichen Akt brav abzuwarten, starteten wir den neuen akademischen Status

auf unsere Weise – durch Begießen, Besingen, Schwatzen und Blödeln in der gemütlichen Hainsberger *Rollmopsschenke*. Förmlicher Anlass dazu war wohl der Geburtstag unseres Singe-Meisters JEREWAN. Nach turbulenter Nacht war ich um 5 Uhr früh endlich wieder im Wohnheim, um dann wenig später, etwas verkatert, feierliche *ingeschrieben* zu werden. Was für ein Beginn!

In der Folge hieß es: *Feste feiern, wie sie fallen!* Und uns fiel dazu damals, inspiriert immer auch von den älteren Kommilitonen oder dem Lehrpersonal, sehr viel ein: septemberliche Sportfeste, jeweils im Oktober das *Holzackerfest* auf der Burgruine mit anschließendem



Fackelzug zu HEINRICH COTTAS Grab (das war der



von uns verehrte Altmeister deutscher Forstwirtschaft – Anlass war dessen dicht aufeinander folgender Geburts- oder Todestag), Start der jährlichen Faschings-Saison am 11.11. in einem der großen Hörsäle und anschließend, von Gesang, Hörnerklang und bierbeladenen Handwagen begleiteten, kostümierten Festumzug durch die Stadt, besinnlich-ausgelassene Weihnachtsfeiern in den Clubräumen der „Ökonomie“, zu denen die Mädchen Plätzchen buken, die Singegruppe Weihnachtslieder

[Hier eingeben]



intonierte und natürlich auch der Weihnachtsmann seinen Geschenke-Auftritt hatte (ich erinnere mich in dieser Rolle an DIXI, mit Wichtel REX), im Februar der obligate Studentenfascching in der Ökonomie-Mensa mit Büttenreden und musikalischen Aufführungen, das im Mai folgende und mit offiziellem Kulturprogramm ablaufende Tharandter *Frühlingsfest*, an dem auch Ehrungen verdienter Mitbürger stattfanden, die Geburtstagsfeiern, die zunächst 30 von uns 40 gemeinsam zu begehen beschlossen hatten, was sich aber in der Folge nicht durchhalten ließ ...

Nicht (mehr) miterleben konnte ich das sagenhafte gaudiöse Fahrrad-Rennen über die 13 *Drehen* zwischen dem südlich des Ortes gelegenen *Kienberg* und der Stadt. Aber es war legendär, mit einer schon in die 1920er reichenden Tradition ...
Ob es das heute wieder gibt?

Einige festlich-ulkige Texte oder Büttenreden dieser Zeit blieben mir unvergesslich, so etwa der Auftritt RAINER TELLES als *Eisenbahner* und *Professor Toodtschneid* oder sein *Klagelied eines der letzten Jäger der Menschheit*, REXens Vorlesung über die *Bedeutung der Fliege als solcher* oder dessen Kommentar eines *Fußballspiels zwischen Tharandter Professoren und Dozenten*, und natürlich, als Krönung, die Beiträge zur 1972er Faschings-Studentenoper „*Lodengrün*“ sowie zum furiosen *Bergfest*.



Eine Feier ohne uns zugeneigte Angehörige des Lehrkörpers war undenkbar – schon weil wir sie dabei gutmütig veralbern und dennoch auf diese Weise auf Spenden für das Bier rechnen konnten. Zu Beginn lief es manchmal sogar umgekehrt – diese Leute, ihrer eigenen verflissenen Jugend- und Studentenzeit heimlich nachtrauernd, machten uns „Frischlinge“ mit Tharandter Traditionen vertraut. Ich entsinne mich zum Beispiel an eine 1970er botanische Übung, zu der am 11.11. plötzlich die Tür aufging und zwei Lehrkräfte erschienen, ein Klavier und einen auf eine Sackkarre gestellten Bierkasten hereinschiebend ...

Eine festliche Veranstaltung des Studienjahrs war ohne die von SIBYLLE KLEINSCHMIDT sowie MARIANNE SCHMIDT genähte und durch DIXI gehütete Semesterfahne undenkbar, und ist es bis heute. Die Fahne zeigt allen, wer und was wir sind! Die Stickerei darauf bedeutete „*HEINRICH COTTA Tharandt*“.

Ich erinnere mich noch gut der 1971er Fahnenweihe in der Gaststätte *Klippermühle*, zu der REX die Festrede hielt. Unser auf diese grüne Fahne gestickter Leitspruch lautet (nach GOETHE, aus *Faust II*): *Stets gefunden, nie gesucht, so geschmeichelt, wie verflucht!* Sollten sich andere ihren Reim drauf machen!

Dass wohl gefordert worden ist, auch dieses Symbol unserer Identität im Zusammenhang mit dem späteren Bergfest-Skandal einzuziehen und zu vernichten, zeigt den Fanatismus der späteren Gegenspieler. Das konnte verhindert werden, weil: Die Semesterflagge war plötzlich seltsamerweise unauffindbar. Ich danke dem findigen Verstecker!



Fröhlich sein und singen

Ein ganz wesentliches Element meines „Tharandt-Paradieses“ war der häufige Gesang.

Schon bald nach Beginn wurde in unserem Studienjahr eine anfangs 20köpfige Singegruppe gebildet, die unter der Leitung unserer Gitarrenkundigen (JEREWAN und HANS JOACHIM ZIMDARS) stand. Sie probte allwöchentlich jeweils am Montag und

[Hier eingeben]

war in der Folgezeit die musikalische Kerntruppe des Studienjahrs. Ich stieß nach einer Weile dazu.

Kurz nach den schlimmen Bergfest-Ereignissen wurde die Gruppe 1973 folgerichtig aufgelöst. JOHANN SEUMES Ausspruch hatte sich mal wieder bewahrheitet: *Wo man singet, lasse dich ruhig nieder ... Bösewichter wollen keine Lieder*. Wir lernten damals: Psychopathen der Macht auch nicht!

Um das Wohlwollen der „Öberen“ für dieses Projekt zu erlangen und weil wir (schon von den Erfahrungen unserer Eltern her) durch die Bank vom Gefühl „*Nie wieder Krieg*“ erfüllt waren, wurde gleich zu Beginn ein Anti-Kriegs-Programm entworfen und einstudiert. Mit ihm gab es im ersten Studienjahr eine Anzahl erfolgreicher öffentlicher Auftritte. Beim Ausscheid der Singegruppen der Technischen Universität belegten wir den dritten Platz.



Aber mit oder ohne zugelassene Singegruppe und offizielle Programme – es wurde damals im Studienjahr (und wird noch heute, wann immer wir uns als Gruppe treffen) zu allen Anlässen geschmettert, was das Zeug hielt. Die uns hierzu entscheidend motiviert hatten, das war jene schon eingangs erwähnte Bad Doberaner eingeschworene Truppe. Sie stießen bei mir auf offene Ohren, denn ich kam bereits musikalisch aufgeschlossen und mit „Wald im Ohr“ nach Tharandt. Schon



in den Eichenwäldern des heimatlichen Schlaubetals war etwa die Freischützmelodie „*Durch die Wälder, durch die Auen zog ich leichten Sinns dahin ...*“ mein ständiger Begleiter und Lieblings-Ohrwurm. Seither weiß ich ganz sicher: Wald, Forstleute und Musik gehören aus vielerlei Sicht zusammen! Wie oft habe ich dann seit den 1990ern als Brandenburgs koordinierender Waldpädagoge (und auch im deutschen sowie europäischen Arbeitskreis *Forstliche Umweltbildung*), diese Erkenntnis meinen Kollegen und Zuhörern versucht nahe zu bringen. Mit und ohne Erfolg ...



Eines ist mir jedenfalls von damals geblieben: Ich kann noch heute stundenlang singen, ohne dass mir die Lieder und Texte ausgehen. Mit dieser Eigenschaft werde ich allerdings zusehends einsamer. Denn: Ist Euch vielleicht mal aufgefallen, dass im Alltag unserer Heimat immer weniger gemeinsam aktiv musiziert oder in der Muttersprache gesungen wird, und die Musik damit kaum noch „Lebensmittel“ ist? Das gilt leider ganz besonders für uns Deutsche, wie leicht feststellen kann, wer mal in geselliger Runde mit Nachbarsvölkern wie Polen, Tschechen, Russen, Balten ... zusammentrifft.

Dabei weiß man es längst: Musik (samt begleitend-passendem Text) gibt Seelenfrieden, innere Ruhe, Mut und Kraft – sie macht empfänglich für das Schöne und Gute. Ihre Wirkung auf unser Gemüt ist gewaltig, und wir kennen ihren Einsatz in der Heilkunde. Spielend, singend, fantasierend, gestaltend ... kann man sie, wie auch den Humor, zur Steuerung von Aggressivität und Gewalt, zum Abbau aufgestauter Gefühle oder zur Verbesserung von Stimmungslagen einsetzen.



Aber wer singt heute eigentlich angesichts der Verlockungen von „Glötze“, Spielkonsole, Smartphon & Co. und der Macht kommerzieller Massenmedien in der Eventgesellschaft eigentlich noch aus *Spaß an der Freude* oder purer Lust am Leben bei der täglichen Arbeit, beim Wandern oder geselligem Beisammensein mit Freunden und Kollegen, an Weihnachten, in Badewanne oder Auto einfach vor sich hin? Wer kennt mehr als die jeweils ersten Strophen der Lieder oder gar deren Noten? Sind wir von aktiven „Machern“ zu passiven Zuhörern und „Beschallten“ herabgesunken, die dabei sogar verlernt haben, das in der eigenen Sprache Gesungene wertzuschätzen? Überlegt mal, ob auch nur ein einziger der deutschen Filme, die Ihr zuletzt saht, noch

[Hier eingeben]

von in unserer Muttersprache getexteten Liedern begleitet wurde!

Es gibt für uns Absolventen von damals aber auch ein Textproblem ganz anderer Art: Kürzlich habe ich mal wieder in einem der von DIXI organisierten Liederhefte unseres 1970er Studienjahrs geblättert. Enthalten sind rund 80 traditionelle Wald-, Jäger-, Heimat-, Studenten- oder Blödel-Lieder. Was davon kann oder darf man heute, in immer „woker“ werdenden Zeiten, eigentlich noch singen? Was ersparten wir uns davon, zusehends peinlich berührt, in vorbeugendem Gehorsam ganz von selbst bei den Semestertreffen der letzten Jahre? Früh und wohl zu Recht weggefallen ist Unanständiges wie „*Straße nach Canossa*“ oder „*Strand der Donau*“ ... Hier sträubt sich wohl die Zunge angesichts der Würde des inzwischen erreichten Alters. Für anderes, wie etwa „*Lüneburger Heide*“ oder „*Burschenherrlichkeit*“, reicht uns Leuten jenseits der siebzig wohl schlicht die Puste nicht mehr aus, es mit allen Strophen zu Ende zu bringen. Wieder andere Titel aber wurden über die Jahre aus politischen Gründen zusehends seltener gesungen, etwa „*Polenstädtchen*“, „*Warum ist es am Rhein so schön*“, „*Zigeunerleben*“, ja sogar die früher (wegen der Schunkelei und heftigen Vorbeugungen im Refrain?) besonders beliebten „*Alten Germanen*“. Dringt solches in die falschen Ohren, drohen inzwischen im aktuellen gesellschaftlichen Klima der „Cancel Culture“ heftige Beschuldigungen wie *völkisch, fremdenfeindlich* oder gar „*Nazi*“.



Bei kaum einem unserer Liederabende durften Solo-Einlagen fehlen, so etwa das von DIXI im Sprechgesang vorgetragene *Räuberleben* oder KAFRIS „*Rittersleut*“. Dem Letzteren assistierte ich oft und gern auch bei unseren gemeinsamen Lieblings-Balladen „*Kurfürst Friedrich*“, „*Prunzelschütz*“ und „*König in Thule*“. Werde ich jetzt, da er nicht mehr unter uns ist, bei den Semesterreffen künftig dafür Mitsänger finden?

Beim Liederthema fällt mir noch eine Episode anlässlich einer unserer Dampferfahrten auf der Elbe ein: Wir sangen und bliesen ins Horn, wie wir es gewohnt waren. Als aber dann MARGIT SCHMITT erstmals mit einem Hut rumging, um unsere Kasse aufzubessern, tönte aus dem Bord-Lautsprecher: „*Betteln und Hausieren ist auf diesem Schiff nicht gestattet*“. Schade. Aber immerhin: allseits schallendes Gelächter!

Kultur: Was sonst noch passierte

Zu Beginn unserer Studienzeit brachten uns die Semestergruppen-Betreuer und andere Ortskundige ab und an auch die Schönheiten und Merkwürdigkeiten des benachbarten Dresdens nahe. An drei Dinge erinnere ich mich dabei besonders, und man verzeihe mir die Reihenfolge: den Besuch der Pferde-Gaststätte in der Neustadt, die Führung im Zoo und den Besuch der leergeräumten ehemaligen Altstadt um die Ruine der Frauenkirche.

Am zerbombten Schloss erfuhren wir nebenbei (*Humor ist, wenn man trotzdem lacht!*) auch die erotisch-witzigen Hintergründe des Namens der *DIMITROFF*-Brücke (heute wieder: *Augustus*-Brücke) und der zeitweisen Verbannung des Ministers GRAF FLEMMING.

So prägt sich Geschichte ein!

Nie wieder habe ich mit Freunden und Bekannten in der Folge mehr Konzerte, Opern-, Theater und Kabarettveranstaltungen sowie Museen besucht als in meiner Studentenzeit. Und: Damals fand sich sogar ein Mentor fürs beseilte Felsenklettern in der Sachsenschweiz. Dort lockten Gipfelbücher ...

Irgendwann in diesen Jahren begann auch der Reigen unserer Fahrten zur Leipziger *AGRA*, auf der sich dann bis zur 1989er Wende die „DDR-Forstfamilie“ traf.

[Hier eingeben]

Als eher introvertierter Mensch übernahm ich damals selten die Initiative, sondern war meist „Mitschwimmer“. Meinen Kommilitonen fiel ich mit anderen Dingen auf, zum Beispiel durch meine Sammelleidenschaft für liebenswerte Utensilien – heute würde man mir dafür vielleicht Messie-Ansätze unterstellen. Sogar ein Pferdesattel hing zeitweise neben meinem Schreibtisch. Im *Bergfest-Potpourri* hieß es dazu über mich, dessen Spitz- vom Nachnamen abgeleitet wurde, nach der damals populären Melodie vom *Trödler Abraham*:

*He Leute, kauft beim Trödler RADESTOCK:
Er hat ein wirklich großes Angebot,
Kleider, Strümpfe, Schuhe, Hüte,
und auch eine Zuckertüte,
eine alte Schwarte aus dem Antiquariat.
'Ne kaputte Bogenlampe,
von 'nem Reißverschluss 'ne Krampe ...,
unser lieber KNÜPPEL alles hat.*



Gern, oft und mit Energie beteiligte ich mich jedenfalls an der Vorbereitung von kulturellen Ereignissen aller Art. Nur eine deutliche Eigeninitiative gab es damals in meiner Erinnerung: Als geborener „Spaßvogel“ gestaltete ich dem Studienjahr periodisch eine Art Wandzeitung, auf welcher auch purer Ulk in Form von blöden, aber sinnigen Witzen und unmöglich-



komischen Gedichten nach der Art CHRISTIAN MORGENSTERN, HEINZ ERHARDTS, OTTO WAALKES oder des fiktiven KURT SCHRAMM Trumpf war ... Oft entstammten sie dem DDR-Satiremagazin *Eulenspiegel* oder Eindrücken aus dem Dresdener Kabarett Herkuleskeule – für die Kenner: „Mei ÄÄÄÄRICH“ lässt grüßen. Viele Texte waren eigene Kreationen.

Sie alle kamen natürlich auch an unseren gemeinsamen Abenden und Festen zum Vortrag.

Ich empfand, und damit war ich im Studienjahr nicht allein, ganz einfach Glück dabei, wenn sich auch andere sich auf diese Weise herzlich freuen konnten und aufgemuntert-lächelnd auf Fortsetzung warteten. So ist es bei mir bis heute geblieben, nur dass ich nunmehr eine Wald-Ulk-Ausstellung, ePost, Whats App und Telegram als „Schmunzel-Transporter“ nutze.



Damals aber war diese eigentlich harmlos-sympathisch wirkende Neigung die Quelle späteren Verderbens. Wie das?

Nun, wir humorbegeisterten Studenten wussten natürlich um die engen Grenzen der Meinungs- und auch Spaßfreiheit in der DDR. Sie auszuloten war oft *ein Gang auf Messers Schneide*. Was politische Witze betraf, so konnte man öffentlich durchaus über Alltagsprobleme wie fehlende Südfrüchte und Ersatzteile, Wohnraumsorgen, überlange Auto-Wartezeiten, Merkwürdigkeiten des sozialistischen Wettbewerbs oder der Arbeitsmoral frozeln – dies Ventil war uns gelassen. Aber man ulkte besser nicht über „die Macht“ als solche: die allgegenwärtige SED, das DDR-Grenzregime, die „bewaffneten Organe“ oder den „Großen Bruder“. Das waren Tabufelder, an die zu rühren den Vorwurf *staatsfeindlicher Hetze* bedeuten konnte. Wo aber sollten wir jungen Leute die Unterschiede zwischen erlaubten und verbotenen Späßen erkennen lernen, wenn nicht per Orientierung an Älteren, etwa Vorbildern in Satireblättern, Kabaretts oder unseren Fernseh-Komikern? Dort merkten wir schnell, dass nicht nur inhaltlich, sondern auch in der Form zu differenzieren war: der schwere Säbel des direkten Verrisses war gefährlich (und schien uns eh zu plump), die ironisch-feine, nur angedeutete Klinge einer *Eulenspiegelei* (mit der man etwas Unliebsames durch Übertreiben lächerlich macht) oder *Schwejkjade* (gespielte Einfalt) oder *Verfremdung* etwa in Form fiktiver Märchen-Erzählerei oder Utopie ward meist hingenommen.

Übersehen hatten wir dabei freilich etwas, das die alten Römer „*Quod licet Iovi, non licet bovi*“ nannten. Das heißt ja auf gut deutsch: „*Was dem Jupiter erlaubt ist, ist dem Ochsen (noch lange) nicht erlaubt*“. Es kennzeichnet also die Bevorzugung Privilegierter und damit das Fehlen von Rechtssicherheit und gleichen Rechts für alle. Unter diesen Umständen kommt es nicht nur darauf an, was gesagt wird, sondern vor allem, wer es sagt. Wir hätten das wissen

[Hier eingeben]



müssen, denn auch darüber wurde in der DDR ständig gewitzelt, etwa mit dem wohl aus einem ORWELL-Buch stammenden Spruch: „*Alle Tiere sind gleich, aber einige gleicher*“.

Wenn, wie es mit unserer Bergfestzeitung geschah, solche Ergüsse per Vervielfältigung in die Öffentlichkeit gelangten, konnte es brenzlig werden. Und gerieten sie dann noch in die Hände uns persönlich unbekannter staubtrockener Bürokraten und Fanatiker, die ohnehin vermeintlich Ungehorsame und Abweichler glaubten auf Linie bringen zu müssen und dafür Sündenböcke suchten, war das meist verheerend für naiv-fröhliche Studenten.

Studieren, streben, büffeln, bimsen ...

Nun werdet Ihr Euch angesichts dieser Schilderungen fragen: hat denn der KLAUS RADESTOCK damals nicht auch manchmal ein wenig studiert?

Klar hab' ich das, und speziell vor den Prüfungen ging's auch mir wie in unserem 1972er Faschings-Liederpotpourri mit verschiedenen populären Melodien besungen:

*Wie freu' ich mich, wie freu' ich mich,
wie treibt mich das Verlangen,
im Streberraum zu sitzen
und mit Lernen anzufangen.*

*Streb' heil, streb' heil, streb' heil,
wir sind heut' arbeitsgeil,
wir können's kaum erwarten,
zu wühl'n in alten Schwarten ...
Streb' heil, streb' heil, streb' heil,
wir sind heut' arbeitsgeil,
wir müssen uns beeilen:
Die Prüfung ist nicht weit!*

*Heute Abend wird bis zwölf gemacht,
morgen früh geht's weiter um halb acht.
Bis zur Prüfung geht's so jeden Tag,
unser Kopf ist heiß und hohl.*



Mein Problem dabei: ich hatte nach dem ersten Halbjahr eine Art Schock erlitten – eine Drei in Physik. Das war ich nicht gewohnt. An der *Erweiterten Oberschule* konnte ich noch, taktisch geschickt und immer mit dem großen forstlichen Berufsziel vor Augen, in fast allen Fächern Eins auf Eins einsammeln. Nun aber hieß die neue studentische Freiheit auch, ohne Vorzensur-Polster für eine Viertelstunde lang alles Wissen in einer Art Punktlandung zu bündeln. Und da versagte ich – vor mir selbst. Alle Ausreden zogen nicht: Mir hatte es an der inneren Disziplin gefehlt, Leistungen auch ohne schulisches Korsett zu erbringen.

Es war eine gute Lektion, zu lernen, mit derartigen Lappalien gelassen umzugehen. Denn in der Folge stellte sich heraus, dass alle mir von anderen erteilten Zensuren unwichtig waren; entscheidend war immer mein fester Wille, selbst gestellte Ziele zu erreichen.

[Hier eingeben]



Im bunten Reigen der Vorlesungen, Seminare, Übungen, Exkursionen und Praktika konnte man im Rahmen eines interessanten Fächerkanons in Tharandt viel lernen, und es machte meist Freude. In bleibender Erinnerung sind mir heute aber mehr praktische Details als etwa Vorlesungen.



Während ich dies schreibe, erscheinen vor meinem geistigen Auge gerade folgende „Blitzlichter“:

die Faszination beim ersten Besuch des Tharandter *Forstbotanischen Gartens* – hier wurde ich schnell Stammgast, und freue mich sehr, dass er vor ein paar Jahren durch einen Nordamerika-Teil auf das Doppelte vergrößert wurde, Verzweiflung im Fach *Kybernetik* – viele von uns konnten die *Graphen* nicht kapieren, angestrengt starre ich durch das Okular des Mikroskops auf ein Bakteriengewimmel, frierend halten wir uns an unseren Forstbussolen fest, ich kauere, verzweifelt auf dozentliche Schonung hoffend und Blamage fürchtend, neben dem Bodenprofil in einer tiefen Grube, schwitzend lassen wir uns ein Waldbild erklären und geben bissel Senf dazu ...

Unvergessen sind auch die vielen Praktikums-Einsätze, die meist im Osterzgebirge stattfanden. Die dort allgegenwärtigen „Rauchschäden“ und zusätzlicher Schnee- sowie Raureifbruch machten Pflegeiebe in die dürrholzreichen Fichtenbestände unverzichtbar. Bei einer dieser Gelegenheiten konnte ich endlich auch den *Motorsägen-Schein* machen. Meine dankbare Erinnerung an diese Praktika gilt damaligen verständnisvollen Betreuern wie ALEX MANTYK oder OTTO WIENHAUS – einem von ihnen mit Namen HABEDANK brachten wir damals sogar ein musikalisches Habe-Dank-Ständchen.

Als „Leseratte“ war ich schnell Stammkunde der großen Sektionsbibliothek im damaligen *Altbau*. Zu meiner Schande muss ich aber heute gestehen, dass das allererste von mir entlehnte Werk BUSDORFS „*Wilddieberei und Förstermorde*“ hieß. War ich masochistisch veranlagt, ohne es zu wissen, oder bloß sensationslüstern?



Gleich zu Beginn staunte ich über die ausleihbare Fülle sogenannter „Westliteratur“ – auch Zeitschriften wie *AfZ*, *Forst & Technik*, *Wild und Hund* konnten von uns Studenten problemlos eingesehen werden. Das wunderte mich – solche Schrifttums-Freizügigkeit war merkwürdig inkonsequent, wie ich von meiner Mutter wusste. Denn die durfte als Invalidenrentnerin zu ihrem in Bayern wohnenden Bruder fahren. Sie versuchte dann ab und an, mir neuere forstliche Literatur von der Münchener Universität mitzubringen, die es an der Tharandter Bibliothek (noch) nicht gab. Diese glaubte ich

zu benötigten, weil ich mich seit dem zweiten Studienjahr ein wenig zu profilieren versuchte. Meine speziellen Interessen galten damals dem Komplex Umweltschutz – *Landeskultur* – *forstliche Landschaftspflege* – *Waldästhetik*, etwas später kam auch noch die *forstliche Öffentlichkeitsarbeit* hinzu. Jedenfalls: Wurde Mutter an der Grenze „gefilit“, war sie die Literatur los und man verwarnte sie; viel später fand ich dazu sogar eine Andeutung in der „Stasi-Akte“. Waren diese indirekten „Westkontakte“ auch einer der Gründe für meinen späteren Rauswurf?

[Hier eingeben]

Speziell zum Büffeln vor den halbjährlichen Prüfungen bildeten sich Lerngruppen – man fragte einander ab und aus. Die Ausfragerei konnte lästig werden, wenn einer die Prüfung schon geschafft hatte und von den andern in der Folge genervt wurde: „Was wollte er denn wissen?“ oder „War Thema XYZ“ dran?

Auch Hausarbeiten wie Herbarien erledigten wir oft gemeinsam. Mir fällt gerade ein, wie beispielsweise JOACHIM VOIGTMANN (den wir alle nur NUMMER 2 nannten) und ich tagelang auf den Blumenwiesen neben der „Baracke“ Blütenpflanzen bestimmten und einsammelten. Die auf diese Weise anstrengend und freundschaftlich zugleich erarbeiteten Herbarien-Inhalte beherrsche ich übrigens bis heute leidlich. Später wollte ich es mir leichter machen und kaufte fertige Sammlungen von Älteren. Die konnte ich mir dann durchsehen wie

ich wollte – mühelose Aneignerei führt nicht zu bleibendem Wissen und Können. Wieder hatte ich eine Lektion gelernt: „Vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt“ (HESIOD).



Fakultatives



Eine Reihe von Bildungsgängen in Tharandt war der freien Wahl überlassen. Dazu gehörte auch der Erwerb der Jagderlaubnis. Wir bespaßten diese übrigens damals als *Jagdschein*, nicht ahnend, dass er heute wirklich so heißt. Damit verbunden war das jagdliche Schießen im Wald nördlich der „Baracke“ sowie erstes praktisches Waidwerk-Erleben. Bezüglich letzterem erinnere ich mich heute seltsamerweise vor allem meiner Rolle als Treiber bei Feldhasen-Lebendfängen im sächsischen Hügelland. Man sagte uns damals, die (stets devisenklammer) DDR wollte jene Netzfänge nach Frankreich exportieren.

Freiwillig war auch die Ausbildung zum Jagdhornbläser. Sie fand allwöchentlich des Abends in einer Kurve der Straße nach Großpitz statt, und zwar bei fast jedem Wetter. Der Bläsergruppen-Chef hieß MARSCHNER. Er hielt strenge Zucht. Ich erinnere mich, von ihm einmal mit dem Vorwurf vom Platz verwiesen worden zu sein, ich trüge unforstliche wildlederne „Rennsemmeln“ statt der zur Forstdienstbekleidung zulässigen braunen oder schwarzen Schuhe oder Stiefel. Erstmals bekam ich damit auch eine *Kleide-Dich-stets-anständig*-Lektion fürs Leben!

Damit bin ich auch beim Thema Forstuniform angekommen. Nicht ohne Grund führe ich sie im Lern-Kapitel auf, denn sie war Kluft in den ersten Tharandt-Jahren, so bei Heimfahrten. Auch untereinander traditionsbewusster Herren vom Ging es gemeinsam auf Exkursion oder zu unverzichtbar. Das Förster-Grün und Wir-Gefühl, wie es heute undenkbar Als Rangabzeichen trugen wir Hochschulplattschnürenden Schulterstücken je zwei die viele aber als zu wenig sinnstiftend



sehnten sich wohl nach sechs Silber-Eicheln. Das war dann der Oberförster-Schulter schmuck, der uns nach erfolgreichem akademischem Studium und Diplomabschluss zustand. Eigentlich erstaunlich, dass man in der sonst sehr gleichmacherischen DDR auf solche äußerlichen Hierarchie-Belange Wert legte ... Zum Ende meiner Laufbahn hatte ich es jedenfalls bis zum Oberforstmeister gebracht, der nunmehr je zwei Eicheln auf grünem Geflecht schulterte. Es war mir unwichtig. Der volkstümlichere Oberförster-Titel (OTTO WAALKES: „Oberförster Puuuudelich ...“), mit dem ich durch jahrzehntelange

zweifellos stilbildend. Wir trugen diese oft es ging – sogar in Vorlesungen oder und seitens einiger Lehrpersonal wurde darauf geachtet. einer Übung in den Wald, wurde sie verschaffte uns ein Maß an Identität und auch gar nicht mehr gewollt wäre.

Studenten auf silberne Balken, erachteten – die



[Hier eingeben]



Presse- und Öffentlichkeitsarbeit einen gewissen regionalen Ruf erworben hatte, war gefälliger gewesen.

Nur bei unserer Kopfbekleidung gab es ein gewisses Durcheinander. Man trug die beschirmte grüne, oft arg krumpelige „Feldmütze“ mit und ohne Ohrenklappen, die Tschapka (BäVo), am liebsten jedoch den traditionellen Forsthut, während die auch mögliche Schirmmütze verpönt war. Ich habe meinen Hut im August 1970 im Dresdner Forstausstatter gekauft und halte ihn nach wie vor in hohen Ehren. Das umso mehr, als er bei irgendeinem Besäufnis in der „Ritze“ nach genauen Anweisungen durch Vertreter eines

dienstälteren Studienjahrs mit Bier getauft, zerkrantscht und dadurch erst richtig in Form gebracht wurde. Das schnittige Aussehen verdankt dieser Hut zweifellos seiner kühnen Schiefe, also einer hängenden und einer nach oben angelegten Seite. Man sagte uns damals, diese Form sei im 30jährigen Krieg erfunden worden, um das Gewehrtragen zu erleichtern und besser anvisieren zu können. Zu dieser Kopfbedeckung gehörte für uns Tiefländer noch ein aus „Saufedern“ gebundener „Saubart“ – natürlich selbst geschossen. Ich erntete damals Kritik, weil ich in Unkenntnis dieser Tradition auch meinen Hutschmuck in Form eines (falschen) Gamsbarts käuflich erworben hatte. Beschämt ließ ich ihn in der Folge weg. Nun ist er verschollen.



Es erscheint mir heute verwunderlich, dass uns seitens der DDR-Staatsmacht diese einseitig angeklappten Hüte überhaupt gestattet waren. Sind sie doch in der Geschichte vor allem von den deutschen Kolonialtruppen her bekannt und so „historisch kontaminiert“. Aber mich, der ich das Teil ausgesprochen gern trug und noch immer trage, hat noch nie jemand etwa als kleinen LETTOW-VORBECK beschimpft. Ob sich das nun in politisch immer korrekter werdenden Zeiten ändert?

Abgesang

Prima Lebens damals in Tharandt, nicht wahr? Doch dann, im Herbst 1972, steuerten wir den Gipfel an: Am 14. Oktober startete unser großes „Bergfest“. Und ein paar Tage später begann ein gewaltiges Polit-Spektakel. Danach war es dort nie wieder wie vorher. Diese traurigen Vorgänge beschreibe ich ausführlich in der Lebenserinnerung *Mein Tharandter Rausflug*.



Als älterer Herr habe ich nun verinnerlicht, was es wirklich bedeutet, wenn der Volksmund sagt: *Alles hat seine Zeit*. Insofern ist es also schon ganz in Ordnung, wie's damals ging, denn noch besser-knackiger hätte dieser Zeitraum zwischen meinem 18. und 20. Lebensjahr niemals verlaufen können! Und auch das Ende war wichtig, denn: Ein unaufhörlich-ununterbrochenes Wohlbefinden hält keiner lange aus – so etwas macht erst schlaff und dann „alle“. Irgendwann las ich dazu bei FRIEDRICH NIETZSCHE: „Das (ewigliche) Paradies ist die wirkliche Hölle“. Dazu passt, was Liederbarde REINHARD MEY in seinem *Harlekin-Lied* singt: „Wenn's am schönsten ist, Leute, dann soll man halt geh'n ...“.